

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 21 (1931)

Heft: 29

Artikel: Eynars Töchter [Schluss]

Autor: Speck, Georg

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-639839>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 29
XXI. Jahrgang
1931

Bern,
den 18. Juli
1931

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst. — Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern.

Vor dem Gewitter.

Von Jakob Friedli.

Gewitterschweres Grollen
Lieg über durrer Flur.
Natur und Kreatur
Sehnt sich nach Donnerrollen,
Nach Blitz und Sturmewut
Und reicher Regenflut.

So steht mein Herz in Qualen
Und in Glutens schwer.
O käm das Schicksal her
Und brächt' der Wahrheit Strahlen
Und löst' aus Qual und Not...
Wär's Leben oder Tod!.

Eynars Töchter.

Roman von Georg Sped.

An diesem Abend trank Richard Marzelin bei Peter Rapin eine der besten Flaschen aus Rapins Keller leer; denn es war eine von Rapins wenigen Schwächen, einen guten Weinkeller zu halten. Er trank selten davon; aber er liebte es, als Schlupfpunkt hinter ein gutes Geschäft oder ehrenhalber vor einen angenehmen Besucher eine gute Flasche zu setzen.

„Da sehen Sie“, rief Peter, das haben wir Ihnen zu verdanken. Nun soll es aber auch mit dem übrigen vorwärts gehen.

Und es ging vorwärts. Marzelin wurde, zum Erstaunen der Stadt, eine Art Verbandssekretär. Die Wirtschaft blieb im Zehnthof, damit die Bauern ein Absteigequartier hatten. Eine neue Zeitung wurde dort gedruckt als Fortsetzung des hektographierten „Samenmarkt“. Sie erschien dreimal in der Woche und hieß „Der Landmann“. In die großen Hintergebäude hatte Rapin ein Dutzend Igel gesetzt, die mit der Rattenplage rasch aufräumten. Nun waren dort die Lager für landwirtschaftliche Maschinen und Geräte, für Düngmittel und Kraftfutter untergebracht. Im ersten Stocke jedoch wurde eine „Hypothekar-, Spar- und Leihklasse“ eingerichtet. Die Landleute und auch viele Städter wurden der alten Bank untreu. Den alten Butti rührte der Schlag; man sagte, aus Neiger über seine Verluste. —

Etwig acht Jahre, nachdem Peter Rapin im Stadtrate zum ersten Male das Wort ergriffen hatte, saßen an einem schönen Mai sonntag Frau Marianne und Richard Marzelin unter dem großen Nussbaum in Doktor Eynars Garten. Das Sonnenlicht rieselte durch die grüne Krone und lag als grüngoldener Schimmer auf dem sauberen Gartenkies. Das junge Leben strömte einen herben, würzigen Duft aus, der sich alsbald, besonders dort, wo er die Grenze des kühlen

Baumshattens überschritt, mit den hundert anderen Düften des Gartens vermischt; denn die Blumen hatten wieder fast völlig die Herrschaft über den Garten erlangt, und besonders die Rosen standen dicht in vielerlei Arten. Ihre Farben leuchteten weithin, und ihr sanfter süßer Duft breitete sich wie ein köstliches aromatisches Öl über das Meer der übrigen Wohlgerüche aus, erwärmt von der herrlichen Sonne.

„Also“, sagte Marzelin, „gestern kam die Sache zum Klappen. Unsere Zeitung wurde vertraglich als amtliches Publikationsorgan für die Stadt bestimmt und erscheint nun täglich. Als Ausrufer käme ich jetzt um mein Brot. Und nächstes Jahr werden wir die neue Fabrik für landwirtschaftliche Maschinen und Geräte bauen. Den Boden haben wir schon erworben, draußen beim Bahnhofe. Es ist zu erwarten, daß es ein gutes Geschäft wird, und übrigens ist der Stand unserer Hypothekenbank derart, daß auf keinen Fall etwas zu besorgen ist.“ Er lächelte. „Es ist merkwürdig, was für gute Geschäfte wir machen, besonders durch den Produktionshandel.“

„Ja“, entgegnete Frau Marianne, „so sagen Sie und Peter und all die anderen. Aber der junge Butti ist ruiniert.“

„Wollen Sie damit sagen, daß ich zu hart war? Das wäre unrichtig. Ich weiß aus eigener, schmerzlicher Erfahrung, wie notwendig und wertvoll es ist, einem Gescheiterten goldene Brüden zu bauen, damit er den Weg zum werttätigen und gesunden Leben zurückfinde. Vor zwei Jahren trugen wir ihm die Fusion an. Sie wissen, welch unhöfliche Antwort er gab und welche Wege er einschlug, um uns zu schädigen. Uebrigens werde ich für sein Kind sorgen.“

„Und Florentine? Auch ihr sollte geholfen werden.“

„Ich habe kein Recht dazu“, sagte Marzelin ruhig.



Albert Anker. — Selbstbildnis.

„Aber wenn Sie etwas für meine Rechnung tun wollten, würde ich Ihnen dankbar sein.“

Sie schwiegen einige Zeit und schauten den Sonnenfleden zu, welche auf dem Boden tanzten, da ein leichter Wind die Zweige wiegte. Auf den Steinplatten des Mittelweges knisterte die Wärme und in den Büschen flang das leise, zärtliche Flattern und Zirpen der Meislein, die ihre Jungen hegten.

„Ja“, begann Marianne nach einem Nachdenken, und man wußte nicht, flang Verdruß oder Traurigkeit an ihrer Stimme und den Mienen ihres hübschen, frischen Gesichtes. „Ja, es ging merkwürdig vorwärts. Aber, frage ich mich manchmal, wozu plagen wir uns eigentlich immer? Welch braver und tüchtiger Mensch ist Peter! Aber er versäumt in der Hast des Geldverdienens das Leben, scheint mir. Er hat nun sein Landgut komplett und will bauen. Wozu? Für wen? Wir dachten, der Älteste sollte den Hof haben, Gustav als zweiter das Geschäft und der Jüngste einen Beruf oder ein Studium ergreifen, indessen wir Alten ein wenig ausruhen; denn wir haben uns doch redlich gemüht. Nun will der Älteste nichts wissen vom Bauernleben. In der Schule war er immer der Erste. Das war ja gut. Aber jetzt denkt er an nichts als ans Lesen und will durchaus studieren. Welcher Hochmut, Welch fröhre Phantasie. Hören Sie, letzte Woche sandte er an eine bedeutende Zeitung einen Artikel. Sie haben ihn wahrhaftig honoriert, und dabei ist er kaum sechzehn Jahre alt. Dabei ist er jähzornig wie sein Vater, und so kommt es jeden Tag zu Streitereien, die mit Tätschkeiten drohen. Der Junge ist intelligent, jedoch ganz

unreif. Peter dagegen denkt nur an seinen Hof und versteht ihn nicht.

Gustav ist besser. Er ist auch breit und stark geworden. Auch er war in der Schule immer der Erste, merkwürdig, trotz seinem langsamem ruhigen Wesen. Dabei ist er sehr gutmütig. Was man ihn heißt, das tut er schweigend. Er hat nie ein Widerwort mit dem Vater und schafft im Stall und Feld wie ein Knecht. Und doch hat mein Mann keine Freude, überlastet ihn und will seinen Kopf und seine alten Pläne durchsetzen.

Dann ist da Paul, der jüngste. Ein Mädel habe ich ja leider nicht. Dieser macht mir und sogar meinem Manne Kummer. Seit er laufen kann, strolcht er in allen Gassen und Winkeln der Stadt herum, immer bereit, sich mit jedem herumzubalgen, überall bekannt, gefürchtet und beliebt. Ja beliebt! Veronika, die alte Bettlerin, redet mit Tränen von seiner Güte. Letzthin drang er in eine Kirche ein, betete ganz allein und führte nachher mit dem Pfarrer die erbaulichsten Gespräche. Dabei schlägt ihn Peter halb tot wegen seiner Nichtsnutzigkeit; denn in der Schule lernt er nichts, ist er faul und dummkopf und das Entsetzen seiner Lehrer. Wenn man ihn fragt, was er denn werden wolle, sagt er Konditor oder Pfarrer, als ob es dasselbe sei.

Und Peter selbst. Sie kennen ihn. Wir alle haben es nur durch ihn zu etwas gebracht. Aber wozu? Wozu! Er ist so oft nervös und kennt doch keine Ruhe. Wir haben genug zum Leben und doch gönnt er sich nichts. Seit zehn Jahren wünschte ich mir ein hübsches Büfett für das schöne Geschirr. Umsonst. Dabei liegen seit zwei Jahren ein paar Nussbäume, die er fällen ließ, vor der Türe. Das Holz wäre da, und das Sägewerk vor dem Tore gehört doch zur Hälfte ihm. Und dabei immer das Haus voller Menschen. In der großen Küche allein tummeln sich an die zehn Dienstleute herum, die den Schmutz der Ställe, die Erde der Felder und alle Gerüche hereinbringen. Plagt man sich denn ein Leben lang um dieses alles?“

Marzelin lächelte und sah sie an: „Geht es mir besser? Wir sind eben nicht da, glücklich zu sein, sondern glücklich zu machen. Das ist auch Glück. Alles andere kommt. Ein Großer sagte schon vor hundert Jahren, daß man im Alter in Fülle alles das bekomme, was man sich in der Jugend wünscht. Was, Sie machen ein Gesicht? Weil man dann nichts mehr davon hat? Seien Sie still und dankbar.“

„Ja, Sie haben gut reden. Sie wissen in allen Dingen etwas Gutes zu finden und haben so viel Schönes. Ein Glück, daß ich hin und wieder auch ein wenig davon profitieren kann. Im Grunde genommen ist es ja wahr: wir haben es gut, und ich will auch nicht undankbar sein. Kommt Ihre Mutter heute zum Essen? Oh, da freue ich mich. Ich will Ihnen übrigens gestehen, daß ich auch Florentine eingeladen habe. Es ist Ihnen doch nicht unangenehm?“

„Warum denn?“ fragte er dagegen. Und als sie schwieg, fuhr er fort: „Wenn Peter heute von seiner Agitationstour zurückkehrt, womit er sich mehr aufregt als für mich nötig und für ihn nützlich ist, will ich mit ihm wegen der Kinder reden. Die Sache scheint mir nicht so verzweifelt. Haben wir es denn besser getrieben? Dafür ist man doch jung! Verschieben Sie das Programm, lassen Sie den Ältesten studieren oder wenigstens sich die Hörner ablaufen. Gustav ist der geborene Landwirt. Und der Jüngste ist

eben der Jüngste. Da warten wir ruhig noch ein paar Jahre, bis er zur Schule heraus ist. Nehmen Sie ihn derweil etwas an die Hand.“

In dem Hause vorn klappte eine Tür, und der Doktor trippelte eifrig den Gartenweg herab. Er war höchstirrig geworden und schneeweiss. Aber sein Gesicht sah gesund, heiter und gütig aus und seine Augen blitzten noch hell hinter den Brillengläsern, obwohl er nun stark gegen die Achtzig ging.

„Welche Freude“, rief er schon von weitem und schwenkte ein Papier mit der erhobenen Rechten. „Denkt euch, Leonore hat ein Telegramm geschiickt, daß sie kommt. Vielleicht ist sie schon heute abend da. Endlich wieder ein rechtes Fest und alle dabei!“ Er verwunderte sich plötzlich, und Marzelin die Hand gebend sagte er: „Wie, das ganze Volk in Aufregung, und nicht zuletzt Peter, damit Sie Nationalrat werden! Und Sie sind hier?“

Marzelin stand höflich auf: „Ich bin dafür, daß nicht der Mann das Amt, sondern das Amt den Mann suche. Womit ich nicht sagen will, daß es nicht schön und ehrenvoll sei, das Vertrauen seiner Mitbürger und Nebenmenschen in so sichtbarer Form zu besitzen.“

„Gut, gut. Ich weiß aber mehr als Sie. In der Stadt haben Sie die Mehrheit, auf dem Lande die Einheit der Stimmen erhalten. Dazu wünsche ich Ihnen Glück, oder“, setzte er mit artigem Lächeln hinzu, „wenn Sie wollen uns. Ihre Partei ist aus dem Häuschen und Peter heißt natürlich. Die Musikanten laufen schon zusammen. Sie wollen Ihnen einen Fädelzug bringen, und Sie müssen von meinem Balkon eine Rede halten, so wie Sie es sonst in Ihrer Zeitung tun.“ Er machte ein schlaues Gesicht. „Oh, ich weiß alles, nur eines nicht: Worüber werden Sie denn reden?“

„Ich werde Ihnen sagen, daß alles Glück in der Arbeit ruht.“

„Ein wenig Schönheit gehört aber doch auch dazu!“ rief Marianne.

„Und Liebe“, sagte der Doktor, „und Liebe!“

— Ende —

Zwei Wege.

Von T. Meyer.

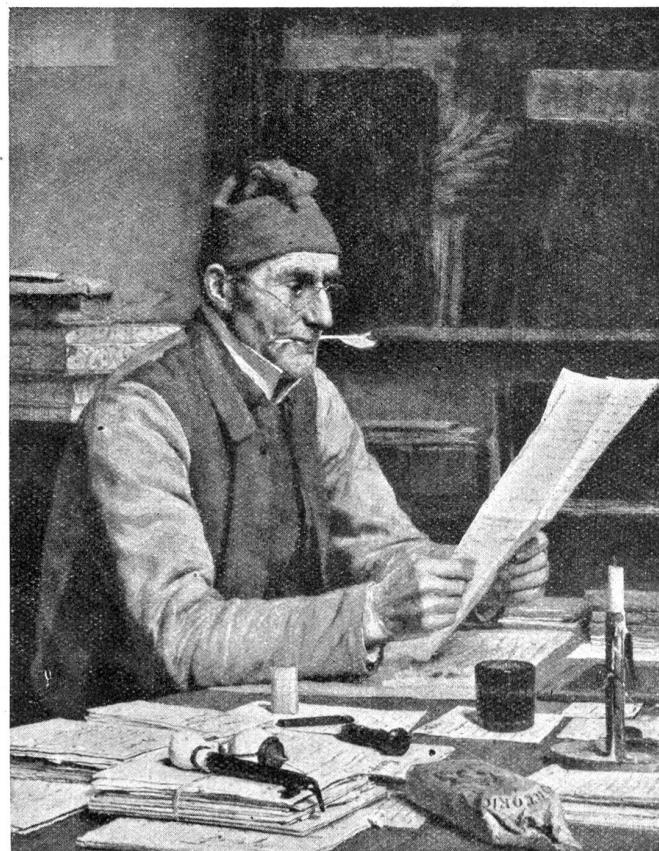
Eine helle Frau, blond, kindlich. Und die dunkle mit den fragenden Augen und dem wissenden Zug um den Mund. Zwei Wege gehen sie. Einmal, früher, da waren sie zusammen. Aber das war vor langer, langer Zeit. Dann kam der Kreuzweg. Die Entscheidung. Wohin?

Ohne Zögern ging die blonde weiter. Tänzelnd fast, der bequemen Straße, den Wiesen und Blumen nach. Oh, sie brauchte Licht und Menschen und ... Anerkennung. Das vor allem. Es tat wohl, die bewundernden Blicke auf sich gerichtet zu fühlen. Und sie fand, was sie suchte.

Sie ging immer weiter. Nie warf sie einen Blick zurück. Vorwärts, nur vorwärts! Das Leben! Sie wollte es leben, austrinken mit vollen Zügen. Nichts, gar nichts durfte ihr entgehen. Ihre schönen, schlanken Hände fassten alles. War es nicht da für sie? Zum Spielen?

Noch lag die Straße weit und lang vor ihr.

Der Dunklen Fuß stockte vor der Trennung. Sinnend schaute sie zurück. Wohin sich wenden? Noch lagen hinter ihr die Kinderjahre, gut und eben. Und jetzt?



Albert Anker. — Der Gemeindeschreiber.

Ihr Weg führte sie in Abgründe, aber auch in ungeahnte Höhen. Schweres Leid wollte ihr Herz zerreißen. Verzweiflung und Reue schauten aus ihren Augen. Oft stand sie still, blickte zurück. Umkehren? Nein, das gab es nicht. Für sie nicht. Sie mußte weiter. Ging's nicht dort, nach der Biegung, bergauf? Dann kam es vor, daß sie oben stand und ausruhend hinunter sah. Und in ihr jubelte es: „Sieg“, „Erfämpft!“ Doch nein. Noch war es nicht so weit. Wenn sie wieder unten, im Dunkeln war, wenn der Schmerz in ihr tobte, so konnte sie fast nicht mehr an die Höhen glauben. Gab es so was wie — „Sonne“ und „Glück“? — Sie wollte es erreichen. Weggenossen fand sie. Die faßten Vertrauen zu der sinnenden Frau und es kam vor, daß sie helfen konnte. Das machte ihr Leben reich, und sie war dankbar.

Es kam das Ende vom Weg. Vom breiten, geraden und vom kurvigen, schmalen. Dort stand Gott und wartete auf die beiden Frauen. „Was bringst du mir? Was war dein Leben?“ fragt er die Dunkle. Sie schauten zurück. In die Höhen und Tiefen. Gebete dankbarer Menschen stiegen zu ihnen empor und warben für die Frau. Gott lächelte und war zufrieden.

Die Helle. Vor dem fragenden Blick kam ein leichtes Erschrecken in ihre Züge. Was hatte sie getan? Was war der Sinn ihres Lebens? Erlösung! Sie streckte Gott eine Blume entgegen. Die mußte für sie bitten. Und Gott lächelte auch zu ihr sein gütiges, versteckendes Lächeln.

Er nahm die beiden Frauen und führte sie zu den Heerscharen seiner Engel.

Aphorismus.

Wer Engel sucht in dieses Lebens Gründen,
Der findet nie, was ihm genügt;
Wer Menschen sucht, der wird den Engel finden,
Der sich an seine Seele schmiegt.

Pharus.